Eckart Koester

**„Kultur“ versus „Zivilisation“:
Thomas Manns Kriegspublizistik als
weltanschaulich-ästhetische Standortsuche***

Im Novemberheft 1914 der „Neuen Rundschau“ veröffentlichte Thomas Mann einen Essay mit dem Titel „Gedanken im Kriege“. Gegenstand dieser Gedanken war u. a. das Verhalten, das seine Schriftstellerkollegen – und er selbst – nach Kriegsbeginn an den Tag gelegt hatten:

„Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde! Und sie hatten den Frieden zu lieben geglaubt, sie hatten ihn wirklich geliebt, ein jeder nach seiner Menschlichkeit[...]. Nun sangen sie im Wettstreit den Krieg, frohlockend, mit tief aufquellendem Jauchzen – als hätte ihnen und dem Volke, dessen Stimme sie sind, in aller Welt nichts Besseres, Schöneres, Glücklicheres widerfahren können.“¹

Hier scheint in der Tat eine Diskontinuität, ein schwer verständlicher Bruch mit für verlässlich gehaltenen Anschauungen und Verhaltensweisen vorzuliegen. Nicht nur Th. Mann und viele Zeitgenossen zeigten sich von diesem Phänomen überrascht, es brachte auch die spätere Literaturwissenschaft, die das künstlerische Werk und die politische Biographie der Autoren miteinander in Einklang zu bringen versuchte, in Schwierigkeiten.

Es wäre übrigens verfehlt, aus Thomas Manns zitierter Äußerung einen kritischen oder gar selbstkritischen Unterton heraushören zu wollen. Wenige Zeilen später weist der Autor ein solches, sicher mögliches Mißverständnis mit Entschiedenheit zurück:

„Es wäre leichtfertig und ist völlig unerlaubt, dies Verhalten der Dichter auch nur in den untersten, bescheidensten Fällen als Neugier, Abenteuerlust und bloße Lust an der Emotion zu deu-

* Die Ausführungen gründen sich im wesentlichen auf die 1977 erschienene Dissertation des Referenten. Aus Zeitgründen konnte die neuere für den Themenbereich relevante Literatur nicht aufgearbeitet und berücksichtigt werden: D.V. bittet dies nicht als Geringschätzung mißverstehen zu wollen. Im Unterschied zur Fragestellung dieses Referats untersuchte die Dissertation d.V. neben den Beiträgen der Kriegsbefürworter auch die Motive und Begründungszusammenhänge der literarischen Opposition gegen den Krieg.

Vgl. *Eckart Koester*, *Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg* (Theorie-Kritik-Geschichte 15, Kronberg 1977).

¹ *Thomas Mann*, *Gedanken im Kriege*, zuerst in: *Die Neue Rundschau* 25 (1914), hier zit. nach der ersten Buchveröffentlichung in: *Thomas Mann*, *Friedrich und die große Koalition* (Berlin 1915) 7–31, 11f. Im folgenden zitiert: *Mann*, *Gedanken*.

ten. Auch waren sie niemals Patrioten im Hurra-Sinne und ‚Imperialisten‘, schon deshalb nicht, weil sie selten Politiker sind.“²

Ob man Thomas Manns Entschuldigung auch „in den untersten [...] Fällen“ (man denke an die oft unsägliche Kriegsliteratur zweitrangiger Literaten) zustimmen kann, sei dahingestellt. Richtig ist aber zweifellos der zweite Teil des Zitats: Unter den ernstzunehmenden Vertretern der Vorkriegsliteratur hatte es wirklich kaum Hurrapatrioten oder Imperialisten gegeben; und zwar schon deshalb nicht, weil den meisten von ihnen der Bereich der Politik als eher trivial und damit der Beschäftigung kaum würdig erschienen war. Damit ist das zentrale Problem im Zusammenhang mit dem Kriegsengagement deutscher Schriftsteller angesprochen: Wie ist dieser scheinbar plötzliche Gesinnungswandel von der Friedensliebe zur Kriegsbegeisterung, vom politischen Desinteresse zum dezidierten Engagement zu erklären? Der Widerspruch stellt sich teilweise in noch schärferer Form. Schriftsteller, deren Zurückhaltung gegenüber der Politik als Ausdruck einer ästhetischen Opposition zum wilhelminischen Staat bzw. zur Kultur und Mentalität seiner Eliten verstanden worden war, trugen nun bei zur propagandistischen Unterstützung dieses Staates und seiner Kriegspolitik.

In germanistischen Untersuchungen über die betreffenden Schriftsteller ist man der Erklärungsnot vielfach dadurch entgangen, daß man a priori jede Kontinuität zwischen der Vorkriegsposition des Schriftstellers (die als integer angesehen wurde) und seiner als irritierend empfundenen Haltung im Kriege ausschloß. Nationaler Überschwang, ausgelöst durch das ‚August-Erlebnis‘, und politische Unerfahrenheit mußten als Erklärung herhalten. Wenn, um ein bezeichnendes Beispiel dafür zu zitieren, Erich Heller über den Kriegspublizisten Thomas Mann bemerkt, er habe „verwirrt von den Wirnissen der damals gegenwärtigen Katastrophe“³ politisiert, so ist damit zum Verständnis der recht profilierten Position, die Thomas Mann im Krieg vertrat, wohl nichts gewonnen. Ähnliche Wendungen, hinter denen sich nicht immer apologetische Absichten verbergen müssen, die aber kaum Bereitschaft zur ernsthaften Analyse des schriftstellerischen Kriegsengagements erkennen lassen, könnten aus einer Vielzahl von Monographien, etwa über Gerhart Hauptmann, Musil, Hofmannsthal u. a. m., zitiert werden⁴. Dieser Betrachtungsweise, die man als „Diskontinuitätstheorie“ apostrophieren könnte, sollen hier – bevor detaillierter auf das Beispiel der Thomas Mannschen Kriegsschriften eingegangen wird – einige allgemeine Thesen zum schriftstellerischen Kriegsengagement entgegengesetzt werden:

1. Der publizistische Beitrag deutscher Schriftsteller zur Kriegspropaganda ist weder hinsichtlich seiner Motive noch seiner Inhalte angemessen zu verstehen, wenn man in ihm primär das Resultat *nationaler* bzw. *politischer* ‚Aufgewühltheit‘ und Leidenschaften sieht. In ihm reflektieren sich vielmehr vor allem die Erfahrungen, die die Schriftsteller zuvor mit ihren ureigensten Problemen der literarischen Kommunikation und Wirkung in der deutschen Vorkriegsgesellschaft gewonnen und konzeptiv verarbeitet

² Ebd.

³ Erich Heller, Thomas Mann. Der ironische Deutsche (Frankfurt a.M. 1959) 139.

⁴ Vgl. dazu etwa: Eberhard Hielscher, Gerhart Hauptmann (Berlin 1969) 312 ff.; Wilfried Bergbahn, Robert Musil (Reinbek 1963) 63 f.; Helmut Gumtau, Robert Musil (Berlin 1967) 26 f.; Willy Haas, Hugo von Hofmannsthal (Berlin 1964).

hatten. Aspekte politischer und militärischer Art, also z.B. die diplomatische Vorgeschichte des Krieges, die – realen – Kriegsziele der beteiligten Staaten, die Situation auf den Schlachtfeldern u.ä., haben für die Literaten einen signifikant geringen Stellenwert. Statt dessen finden sich in ihren Beiträgen z.T. sehr intensive Überlegungen über Kunst und Gesellschaft in Deutschland und in den Gegnerstaaten. Dabei nutzen viele Schriftsteller das ihnen nun in größerem Umfang entgegengebrachte öffentliche Interesse dazu aus, eigene Status- und Rollenansprüche zu formulieren. Vor allem aber exponieren sie ihre Kulturanschauungen und Kunstideale, die sie mit ‚echtem‘ Deutschtum identifizieren. Diese Gleichsetzung ermöglicht nicht nur die kriegspropagandistische Verwendung solcher Anschauungen, sie wertet sie zugleich auch auf und gibt ihnen quasi kanonischen Rang.

2. Wenn also Kontinuität insofern besteht, als die Schriftsteller auch bei ihrer Wahrnehmung und Deutung des Kriegsgeschehens fast ausschließlich von *ästhetischen* und *kulturellen*, oder allgemeiner gesprochen: ideellen Kriterien ausgehen, so gibt es doch unverkennbar auch wesentliche Momente der Diskontinuität. Bei vielen Autoren stellt das unmittelbare und unzweideutige politische Bekenntnis bereits ein Novum dar, zumal dann, wenn es im profanen Medium der Tagespresse verbreitet wurde. Noch bemerkenswerter aber ist ein offensichtlicher Funktionswandel mancher Inhalte des schriftstellerischen Kulturräsonnements. Im neuen Argumentationskontext – Rechtfertigung bzw. Unterstützung der deutschen Position im Kriege – verlieren kulturtheoretische Anschauungen und Wertmuster, die ihrer Herkunft nach *kritisch* auf die gesellschaftliche Wirklichkeit des wilhelminischen Deutschland bezogen waren (wie Antimodernismus und romantischer Antikapitalismus, das Postulat von Idealismus und Innerlichkeit usw.), ihre ursprüngliche Stoßrichtung und werden nun *affirmativ* zur Legitimation des eigenen, vormals oft wenig geliebten Staates eingesetzt. Das kritische Potential dieser Anschauungen und Ideologeme richtet sich nun exklusiv gegen die angeblich verflachte ‚Zivilisation‘ der westlichen Kriegsgegner, während Deutschland als Verteidiger ‚tiefer‘ und idealistischer Kulturwerte gerühmt wird.

3. Wenn man dieses ‚Umdenken‘ vieler Schriftsteller, d.h. das kriegsgerechte Umfunktionieren kulturkritischer Topoi und Wertmuster, nicht auf bloßen Opportunismus zurückführen will – was voreilig und wohl auch ungerecht wäre – muß man nach zumindest subjektiv verständlichen Gründen eines solchen Verhaltens suchen. Hier bieten sich im wesentlichen folgende zwei Erklärungsmöglichkeiten an:

a) Die Schriftsteller könnten angenommen haben, der August 1914 habe ein beklagenswertes Kapitel deutscher Geschichte beendet und werde zu einer neuen Blüte ‚echter‘ deutscher Kultur führen. In ihren Kriegsbeiträgen finden sich in der Tat affektgeladene Äußerungen, in denen mit den dominierenden Tendenzen der vergangenen ‚Friedenswelt‘ abgerechnet und der Krieg vor allem deshalb begrüßt wird, weil er – so die Meinung – eine ‚Reinigung‘ und ‚Befreiung‘ der deutschen Kunst von den ‚zersetzenden‘ Elementen der Vorkriegskultur mit sich bringen werde.

b) Im Zusammenhang mit dieser Verurteilung der ‚Friedenswelt‘ mag die ehrliche Überzeugung eine Rolle gespielt haben, daß alles das, was die deutsche Kultur vor 1914 gefährdet oder deformiert habe, letzten Endes gar nicht genuin deutsch gewesen sei, sondern seinen Ursprung in der ganz andersartigen Lebensform und Kultur des

westlichen Auslands gehabt habe. Die Antithese von ‚Kultur‘ und ‚Zivilisation‘, wie sie mit brillanter, aber auch etwas penetranter Beredsamkeit vor allem von Thomas Mann in seinen Kriegsschriften beschrieben wird, kennzeichnet formelhaft diese These von der völligen Andersartigkeit der deutschen gegenüber der westlichen Lebensart und Denkweise.

Betrachten wir im folgenden exemplarisch einige Aspekte aus Manns kriegspublizistischen Schriften. In den bereits genannten „Gedanken im Kriege“ gibt der Autor gleich zu Beginn eine assoziationsreiche Definition der Begriffe Kultur und Zivilisation:

„Zivilisation und Kultur sind nicht nur nicht ein und dasselbe, sondern sie sind Gegensätze, sie bilden eine der vielfältigen Erscheinungsformen des ewigen Weltgegensatzes und Widerspieles von Geist und Kultur. Niemand wird leugnen, daß etwa Mexiko zur Zeit seiner Entdeckung Kultur besaß, aber niemand wird behaupten, daß es damals zivilisiert war. Kultur ist offenbar nicht das Gegenteil von Barbarei; sie ist vielmehr oft genug nur eine stilvolle Wildheit, und zivilisiert waren von allen Völkern des Altertums vielleicht nur die Chinesen. Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, und sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar. Kultur kann Orakel, Magie, Päderastie, Vitzliputzli, Menschenopfer, orgiastische Kultformen, Inquisition, Autodafés, Veitstanz, Hexenprozesse, Blüte des Giftmordes und die buntesten Greuel umfassen. Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – Geist. Ja, der Geist ist zivil, ist bürgerlich: er ist der geschworene Feind der Triebe, der Leidenschaften, er ist antidämonisch, antiheroisch, und es ist nur ein scheinbarer Widersinn, wenn man sagt, daß er auch antigenial ist. Das Genie, namentlich in der Gestalt des künstlerischen Talent, mag wohl Geist und die Ambition des Geistes besitzen, [...] – das ändert nichts daran, daß es nach Wesen und Herkunft ganz auf die andere Seite gehört, – Ausströmung ist einer tieferen, dunkleren und heißeren Welt, deren Verklärung und stilistische Bändigung wir Kultur nennen.“⁵

Bei flüchtiger Lektüre könnte ein heutiger Leser fast den Eindruck haben, Thomas Mann wolle den Begriff ‚Kultur‘ denunzieren, da manche Beispiele ‚stilvoller Wildheit‘ wohl eher schockierend und abstoßend wirken. Natürlich ist das Gegenteil der Fall: Dies wird spätestens dort offenbar, wo der Schriftsteller „das Genie, namentlich in der Gestalt des künstlerischen Talent“ definitiv der Sphäre der Kultur und nicht des zivilisierten ‚Geistes‘ zuschlägt. Was veranlaßte Thomas Mann überhaupt dazu, sich über die Begriffe zu äußern? Gab es so kurz nach Kriegsbeginn nicht wichtigere Themen? Hören wir den Autor selbst: Im Gebrauch der Schlagworte, so monierte er, herrsche – namentlich in der Tagespresse – „große Ungenauigkeit und Willkür“⁶. Sein eigener Vorschlag zur „Definition dieser vieldeutigen und viel mißbrauchten Wörter“⁷ zielte allerdings auch nicht darauf ab, die Begriffe aus dem politischen Meinungsstreit herauszuhalten, sondern verschärfte eher den unter ihrer Verwendung geführten Disput. Hatte sich die deutsche Tagespresse zumeist damit begnügt, Deutschland ein höheres Recht zur Verteidigung der ‚Kultur‘ zu attestieren als den Gegnerstaaten (die immerhin noch als Kulturnationen, wenn auch als solche geringeren Ranges, angesehen wurden), so glaubte Mann, daß nur die Deutschen beanspruchen dürften, die Idee der

⁵ Mann, Gedanken, 7 f.

⁶ Ebd.

⁷ Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen (Berlin 1918) 143; im folgenden zitiert: Mann, Betrachtungen.

„Kultur“ zu vertreten. Aus der zitierten Textstelle ist dies noch nicht unmittelbar herauszulesen, es wird aber im weiteren Verlauf des Kriegsaufsatzes deutlich. Indem der Autor dort „Kultur“ und Deutschtum miteinander identifiziert, wird alles, was er über den Vorrang der „Kultur“ ausführt, automatisch zu einem Argument für die deutsche – und gegen die westliche – Position im Kriege.

Das Wissen um die propagandistische Komponente der Mannschen Reflexionen könnte die Vermutung nahelegen, es handle sich um eine kriegsbedingte Improvisation, um „eine Ausgeburt also der Kriegspsychose“⁸, wie Mann selbst es ironisch formuliert, als er später, in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, einen in diese Richtung gehenden Vorwurf Rolloffs zurückweist. Seine Versicherung, er habe „längst vor dem Kriege“ seine „Bestimmung der beiden Begriffe in aphoristischer Form öffentlich mitgeteilt“⁹, ist zwar nicht ganz korrekt – in Wahrheit handelte es sich um unveröffentlichte Vorstudien zu einem geplanten Essay¹⁰ –, diese Notizen jedoch nehmen tatsächlich die im Krieg vorgestellte Fassung der Begriffsantithese vorweg. Auch die folgende Relativierung der eigenen schöpferischen Leistung ist realistisch und spricht gegen den Improvisationscharakter der Kriegsgedanken:

„Ich wäre ja fast kein deutscher Schriftsteller, wenn ich niemals dieses Thema variiert, niemals auch meinerseits eine ‚endgültige‘ Definition dieser [...] Wörter zu liefern versucht hätte. Hundertfach ist dies vor mir in Deutschland versucht worden, von Denkern und Dichtern.“¹¹

Es ist hier nicht die Gelegenheit, ausführlicher zu belegen, daß Manns abschließende Feststellung keineswegs übertrieben ist. Betrachtungen über den angeblichen Antagonismus von Kultur und Zivilisation haben in Deutschland damals schon eine über hundertjährige Tradition. Ursprünglich – im 18. Jahrhundert – lag ihnen die Erfahrung eines sozialen Gegensatzes zugrunde, der allerdings den Kern eines nationalen auf merkwürdige Weise in sich trug: des Konflikts nämlich zwischen dem politisch einflußlosen, durch kulturelle Leistungen sich legitimierenden Bürgertum und dem nach französischen Mustern ‚zivilisierten‘ höfischen Adel¹².

Aus diesem Erfahrungszusammenhang mag, wie Norbert Elias feststellte, „die Bildung solcher Gegensatzpaare wie ‚Tiefe‘ und ‚Oberflächlichkeit‘, ‚Aufrichtigkeit‘ und ‚Falschheit‘, ‚äußere Höflichkeit‘ und ‚wahre Tugend‘“, und schließlich auch die sie summierende „Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur“¹³ hervorgegangen sein. Nach Elias wurde dann mit dem Aufstieg des deutschen Bürgertums zum Träger des Nationalgedankens aus der vorwiegend sozialen eine vorwiegend nationale Antithese. Elias gibt allerdings keine wirklich überzeugende Erklärung dafür, wie es zum Umschlag vom sozialen zum nationalen Gehalt der Antithese kommen konnte, und

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Die vollständigen Notizen zu dem Essay wurden erstmals 1967 von Hans Wysling veröffentlicht; vgl. *Hans Wysling, Geist und Kunst. Thomas Manns Notizen zu einem Literatur-Essay*, in: *Paul Scherrer, ders., Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns* (Thomas Mann-Studien 1; Bern, München 1967) 123–233; im folgenden zitiert: *Geist und Kunst*.

¹¹ *Mann, Betrachtungen*, 143.

¹² Vgl. *Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes* (Bern, München 21969) 8 ff.

¹³ Ebd. 36.

zwar m.E. deshalb, weil er den veränderten Stellenwert übersieht, den das Wort ‚Zivilisation‘ nach 1789 erhielt. Es stand nun nicht länger für den Sittenkodex der französischen Aristokratie, sondern für die Ideen der Revolution (die französische Nation fühlte sich als Avantgarde der ‚civilisation‘, da sie sich zur Vorkämpferin der Menschenrechte gemacht hatte). Der jakobinische Terror und die Expansionspolitik Napoleons trugen verständlicher Weise dazu bei, den egalitären und universellen ‚Zivilisations‘-Begriff zu diskreditieren. Er konnte sich nun – in pejorativer Absicht – gegen die französische Nation, gleichzeitig aber auch gegen alle – aus konservativer Sicht – bedrohlichen demokratischen und revolutionären Tendenzen richten, ja, gegen die Politisierung des öffentlichen und kulturellen Lebens überhaupt. Wir werden sehen, daß Mann insbesondere an diese Denktradition anknüpft.

Kommen wir aber kurz noch einmal zu den zitierten Kulturdefinitionen aus den „Gedanken im Kriege“ zurück. Anhand z.T. wörtlicher Übereinstimmungen läßt sich nachweisen, daß sie wesentlich von Nietzsche inspiriert wurden¹⁴. Was hatten die irrational-vitalistischen Anschauungen des Philosophen mit Manns eigener künstlerischer Praxis zu tun? Eine Begeisterung für Schönheit schaffende Barbarei hatte der Schriftsteller vor Kriegsbeginn gewiß nicht zu erkennen gegeben. Nietzsches Apotheose des ‚Lebens‘ auf Kosten des ‚Geistes‘ findet sich bei ihm, etwa im „Tonio Kröger“, allenfalls in ironisch gebrochener, gleichsam verbürgerlichter Form – was man fast als Parodie auffassen könnte.

Genau hier dürfte aber auch ein Schlüssel zum Verständnis der zitierten Äußerungen liegen. Gegen Thomas Manns Künstlertum war in der Vorkriegszeit wiederholt der Vorwurf der Kälte, der artifiziellen ‚Mache‘ erhoben worden¹⁵. Wenn er sich nun in den „Gedanken im Kriege“ gegen das „Intellektualistische“¹⁶ in der Kunst aussprach, so setzte er damit frühere Bemühungen fort, seine Person und sein Werk von einem Mißverständnis zu befreien. Schon in den erwähnten Vorstudien zu einem Essay über ‚Geist und Kunst‘ aus den Jahren 1909–13 hatte er sich vom Typus des nurkritischen, ‚zersetzenden‘ Literaten abzugrenzen versucht. Dabei hatte er sich in typologische Antithesen verrannt (Geist-Kunst; Schriftsteller-Dichter; sentimental-naiv; Kritik-Plastik etc.), wobei er zweifellos dem jeweils zweiten Glied der Antithesenkette den Vorzug einräumen wollte, eine entschiedene Abwertung des ersten aber noch scheute. Er mag – dies ist wohl der Grund für die Nichtveröffentlichung des Essays – erkannt haben, daß die kunsttypologischen Gegensätze allein nicht geeignet waren, seine ästhetische Position präzise darzustellen. Das entscheidende Kriterium, das ihm dieses zu ermöglichen schien, rückte – im Zusammenhang mit der Kultur-Zivilisations-Antithese – erst in den Kriegsschriften in den Mittelpunkt der Erörterung: das Kriterium nämlich, wie sich die künstlerische Tätigkeit zur Sphäre von Politik und Gesellschaft verhalte. In einer knappen Notiz der Essay-Studie deutete sich bereits der Gedanke an, daß Künstlertum abstrakt und unfruchtbar werden müsse, wenn es sich in den Dienst bestimmter politischer Bestrebungen stelle. Mann reflektiert hier über

¹⁴ Belege hierzu bei Koester, a.a.O., 257 ff.

¹⁵ Vgl. dazu Klaus Schröter, Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891–1955 (Hamburg 1969) 37–46.

¹⁶ Mann, Gedanken, 8.

den Typus des ‚Literaten‘, der vom ‚naiven‘ Künstler geschieden sei durch „sittliche Reizbarkeit, Reinheit, Güte, Humanität, was“ – und nun folgt die entscheidende Einschränkung des scheinbar positiven Urteils – „bei *politischer Teilnahme* zu einem fast trivialen, fast kindlichen Radicalismus und Demokratismus führen kann. Heinrich.“¹⁷ Mit Heinrich ist natürlich der ältere Bruder gemeint, dessen literarischer Aktivismus Thomas Mann schon damals mißfiel. In den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ ist der Bruder – nur dürftig getarnt unter der Chiffre des ‚Zivilisationsliteraten‘ – Hauptadressat erbitterter und äußerst polemischer Tiraden.

Gegenüber dem Typus des politisch engagierten Literaten versucht Thomas Mann nun im Krieg sein eigenes, vermeintlich apolitisches, antiutopisch-realistisches Künstlertum als höherwertig darzustellen. Der Kriegssituation trägt diese ästhetische Selbstreflexion insofern Rechnung, als sie das Kriterium der nationalen Verwurzelung mit ins Zentrum der Betrachtungen rückt. In der Antithese von Kultur und Zivilisation glaubt Thomas Mann gleichermaßen den Gegensatz von ‚unpolitischer‘ Kunst und politischer Literatur wie von deutscher und undeutscher Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. „Deutschtum“, so statuiert er in den „Betrachtungen“, „das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst und *nicht* Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur.“¹⁸

„Wessen Bestreben es wäre“, heißt es an anderer Stelle der „Betrachtungen“, „aus Deutschland einfach eine Demokratie im römisch-westlichen Sinn und Geiste zu machen, der würde ihm sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik nehmen wollen, in der seine Nationalität ganz eigentlich besteht; der würde es langweilig, klar, dumm und undeutsch machen wollen und also ein Anti-Nationalist sein.“¹⁹ Ohne Kenntnis der vorhin in knappen Umrissen entwickelten Traditionslinien deutschkonservativer Zivilisationskritik wäre man wohl geneigt, derartige Ausführungen einfach als apodiktischen Unfug abzutun. Für Mann liegen in derartigen Gegensätzen jedoch nicht weniger als die „geistigen Wurzeln“²⁰ des Krieges. Der Krieg nämlich, so führt er es in den „Betrachtungen“ aus, beruhe auf dem „eingeborenen und historischen ‚Protestantentum‘ Deutschlands“²¹, darauf, daß „Deutschland seinen Willen und sein Wort niemals mit dem der römischen Zivilisation (habe) vereinigen wollen“²². „Die Herrmannsschlacht, die Kämpfe gegen den römischen Papst, Wittenberg, 1813, 1870“²³: Alle diese Ereignisse seien nur Vorstufen des gegenwärtigen deutschen ‚Protests‘ gegen den Weltherrschaftsanspruch der romanischen Zivilisation gewesen. In seiner neuzeitlichen Form äußere sich der „Imperialismus der Zivilisation“²⁴ „im Willen zur Ausbreitung des bürgerlich politisierten und literarisierten Geistes“²⁵, eines Geistes, der wesentlich französischen Ursprungs sei. Es sei „der Geist, der in der Revolution seine hohe Zeit hatte [...], der im Jakobiner zur scholastisch-literarischen Formel, zur

¹⁷ Geist und Kunst, (wie Anm. 10), 119f., Hervorhebung durch den Autor.

¹⁸ Mann, Betrachtungen, XXXIII.

¹⁹ Ebd. 16.

²⁰ Ebd. 7.

²¹ Ebd.

²² Ebd. 10.

²³ Ebd. 13.

²⁴ Ebd. 12.

²⁵ Ebd.

mörderischen Doktrin, zur tyrannischen Schulmeisterpedanterie erstarrte“²⁶ und der auch in der „neue(n) revolutionäre(n) Formel der allmenschlichen Vereinigung“²⁷ – gemeint ist wohl der Marxismus – sein Wort spreche.

Angesichts einer derart spekulativen und schematischen Interpretation historischer und politischer Vorgänge könnte man auf den Gedanken kommen, der Titel von Manns umfangreichster Kriegsschrift, der „Betrachtungen eines Unpolitischen“, sei vielleicht selbstironisch oder selbstkritisch gemeint. Beides wäre gleichermaßen falsch: Der Titel ist ernstgemeint. Die Erklärung liegt in Manns speziellem Politikbegriff. Dieser wird zunächst exklusiv der Sphäre der ‚Zivilisation‘ zugeordnet („Sie ist Politik durch und durch, ist die Politik selbst“²⁸), um dann in seinem Bedeutungsgehalt entscheidend eingeschränkt zu werden: „Man *ist* Politiker oder man ist es nicht. Und ist man es, so ist man Demokrat. Die politische GeistesEinstellung ist die demokratische; der Glaube an die Politik der an die Demokratie, den *contrat social*.“²⁹ ‚Unpolitisch‘ stand also für undemokratisch, oder besser: antidemokratisch. Mann scheute sich nicht, in diesem Sinne eindeutig Farbe zu bekennen.

Das Motiv für die antidemokratischen Auslassungen des Schriftstellers ist aber wohl wiederum nicht unmittelbar in der aktuellen Kriegsgegnerschaft zu den westlichen Demokratien zu suchen, sondern lag – auch persönlich – näher: Es war die Selbstverteidigung des eigenen Künstlertums gegen das demokratische Literaturprogramm des ‚Zivilisationsliteraten‘. Sontheimer bemerkt, Thomas Mann habe nicht gegen die Demokratie als Realität polemisiert, sondern gegen ein „quasi-abstraktes Gedankengebilde“, nämlich gegen das „radikal-literarische Abziehbild der Demokratie“³⁰, wie es in den ‚politischen Utopien‘ Heinrich Manns erscheine.

Diese Interpretation meint etwas Richtiges, macht es sich aber m.E. etwas zu leicht. Gewiß ist Thomas Manns Widerwille gegen die Demokratie durch die von ihm als naiv und anachronistisch empfundene Verherrlichung der Demokratie im Werk seines Bruders provoziert worden. Richtig ist auch, daß Thomas Mann die „demokratische Heilslehre“³¹ des ‚Zivilisationsliteraten‘ übertrieben ernst nahm, aber er nahm sie ernst als politische Ideologie und verwechselte sie keineswegs mit der Realität der zeitgenössischen Demokratien. Seine Polemik trifft daher nicht nur die Karikatur des ‚Zivilisationsliteraten‘, sondern enthält durchaus ernstzunehmende Argumente zur Kritik der westlichen Staatsverfassungen, etwa wenn sie feststellt, daß sich das humanitäre Pathos der englischen und französischen Demokratie nur allzu gut mit imperialistischer Herrschaft vertrage und daß es „Moral und Geschäft, Humanität und Ausbeutung, Tugend und Nutzen“³² auf erstaunliche Weise miteinander zu verbinden wisse. Diese Feststellung wird durch kenntnisreiche Exkurse über die Praxis des briti-

²⁶ Ebd. 11f.

²⁷ Ebd. 2.

²⁸ Ebd. 34.

²⁹ Ebd. 31.

³⁰ Kurt Sontheimer, *Thomas Mann und die Deutschen* (Frankfurt a.M. 1965) 57.

³¹ Ebd. 31

³² *Mann, Betrachtungen*, 352.

schen Imperialismus in Indien und Irland belegt³³. Allerdings – und insofern meint Sonthheimer etwas Richtiges – scheint nicht das Kritisierte selbst für Thomas Mann besonders wichtig zu sein, sondern vielmehr die sich aus ihm ergebende Gelegenheit zur Denunziation seines literarästhetischen und ideologischen Gegenspielers, des „Zivilisationsliteraten“.

Der Schriftsteller hätte die Demokratie auch dann abgelehnt, wenn ihre zeitgenössischen Erscheinungsformen ihm weniger Gelegenheit zur Kritik geboten hätten. Sein Widerspruch richtet sich gegen das demokratische Prinzip schlechthin. Mit Nietzsche macht er die Demokratie als „literatenhaftes Mitgerede von Jedermann über Jegliches“³⁴ verächtlich. Beifällig zitiert er Disraeli: „Die Versuche des Volks, selbst seine Rechte zu behaupten, werden nur mit Leiden und Verwirrung endigen“, um dann fortzufahren:

„Ich müßte ein Lügner und Heuchler sein, wenn ich meine überzeugte Zustimmung zu diesen Worten [...] verleugnen wollte. Mein Gott, das Volk! Hat es denn Ehre, Stolz – von Verstand nicht zu reden? Das Volk ist es, das auf den Plätzen singt und schreit, wenn es Krieg gibt, aber zu murren, zu greinen beginnt und den Krieg für Schwindel erklärt, wenn er lange dauert und Entbehrungen auferlegt. Womöglich macht es dann Revolution, aber nicht aus sich; denn zu Revolutionen gehört Geist, und das Volk ist absolut geistlos. Es hat nichts als die Gewalt, verbunden mit Unwissenheit, Dummheit und Unrechlichkeit.“³⁵

Auch der reaktionärste deutsche Politiker hätte sich kurz vor Kriegsende (die „Betrachtungen“ erschienen erst 1918) wohl nicht getraut, derartiges öffentlich zu verlautbaren. Das gilt auch für die Art und Weise, in der sich Mann als „tief überzeugt“ bekannte, „daß der vielverschrieene ‚Obrigkeitsstaat‘ die dem deutschen Volk angemessene, zukommliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt.“³⁶

„Ich will die Monarchie“, heißt es an anderer Stelle der „Betrachtungen“, „ich will eine leidlich unabhängige Regierung, weil nur sie die Gewähr politischer Freiheit, im Geistigen wie im Ökonomischen bietet. [...] Ich will nicht Politik. Ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand.“³⁷ Die abschließenden Sätze sind in ihrer fast aktuell erscheinenden ‚Politikverdrossenheit‘ verräterisch: Natürlich ist Mann nicht beschränkt genug, um sich wirklich mit der Hohenzollernmonarchie identifizieren zu können. Sie erscheint ihm nur als das kleinere Übel im Verhältnis zur demokratischen Politisierung der Gesellschaft. Im übrigen besitzt er genügend Realitätssinn, um die historische Aussichtslosigkeit seiner politischen Option zu erkennen: „Die Entwicklung Deutschlands ins immer Massengerecht-Primitivere, ins Radikal-Demokratische“, so meinte er, sei „festzustellen und mit jener Achtung, die man dem Verhängnis schuldet, anzuerkennen“³⁸. Aus der Unvermeidlichkeit der Demokratisierung folgert er, und nun wird wiederum der zentrale Antrieb seiner Kriegsgedanken deutlich, „die Notwendigkeit, das geistige Leben vom politischen zu trennen, dieses seine eigenen fatalen Wege gehen zu lassen und jenes über solche Fatalität zu heiterer Unabhängig-

³³ Vgl. ebd. 352 ff.

³⁴ Ebd. 266.

³⁵ Ebd. 366.

³⁶ Ebd. XXXII.

³⁷ Ebd. 246.

³⁸ Ebd. 255.

keit zu erheben.³⁹ Diese Äußerung relativiert die Parteinahme für den autoritären Staat endgültig. Sie verrät nämlich, daß die Sorge des Schriftstellers nur mittelbar der Konservierung der in Deutschland bestehenden Herrschaftsverhältnisse, primär aber der Erhaltung der durch sie – wie er meinte – vorbildlich gewährleisteten Trennung von Politik und Kultur galt. Um ihretwegen wurde er zum Parteigänger eines politischen Systems, dessen Abgelebtheit er nicht übersah.

Fassen wir zusammen: Thomas Manns kriegspublizistisches Werk, einschließlich seiner massiv antidemokratischen Auslassungen, resultiert also wesentlich aus kulturpolitischen Anschauungen und Motiven. Es enthält – darauf konnte hier nicht näher eingegangen werden – auch weniger polemische und mit Gewinn zu lesende Ausführungen über die geistigen Prämissen des eigenen Künstlertums (zu nennen sind insbesondere die Kapitel „Bürgerlichkeit“ und „Ironie und Radikalismus“ der „Betrachtungen“). All dies gibt freilich keinen Anlaß, die staatspolitischen Aussagen der „Betrachtungen“ als „überspitzt und daher etwas ungeschickt“⁴⁰ zu bagatellisieren, wie es Sontheimer tut. Auch der Autor selbst meinte noch 1923 in seinem Brief an Félix Bertaud, diese rechtfertigen zu können, indem er sie rückblickend als „Kriegsprodukt“ bezeichnete, an dem ihm selbst „heute manches Periphere unhaltbar“ erscheine, „dessen apolitische Humanität aber nur grobes Mißverstehen ins politisch Reaktionäre“ habe umdeuten können⁴¹. Es konnte wohl nicht nur ein „grobes Mißverstehen“ darstellen, wenn die antidemokratische Rechte der Weimarer Republik den Autor zum Kronzeugen ihrer politischen Anschauungen machte, um dann mit Wut darauf zu reagieren, als dieser seine Einstellungen offenkundig – und mit radikaler Konsequenz – änderte. Einige Zeilen aus einem im Januar 1933 an den preußischen Kultusminister Adolf Grimme gerichteten Brief legen Zeugnis darüber ab, wie vollkommen und gründlich Thomas Mann die in den Kriegsschriften vertretenen Auffassungen revidiert hatte. Der Autor bekannte sich in dem Brief dazu, „daß der geistige Mensch bürgerlicher Herkunft heute auf die Seite des Arbeiters und der sozialen Demokratie gehört“, um dann fortzufahren:

„Als Mensch dieser Art empfinde ich tief das Falsche und Lebenswidrige einer Haltung, die auf die soziale, politische und gesellschaftliche Sphäre hochmütig herabblickt und sie als zweiten Ranges bezeichnet im Verhältnis zu der Welt der Innerlichkeit, der Metaphysik, des Religiösen usf. [...] Das Politische und Soziale ist ein Bereich des Humanen. [...] Ich spreche als Künstler, und auch diese Form der Vertiefung ins Menschliche, die man Kunst nennt, ist eine Sache des humanen Interesses, der leidenschaftlichen Anteilnahme am Menschen.“⁴²

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Sontheimer, a.a.O., 41.

⁴¹ Thomas Mann, Briefe 1889–1936, hrsg. von Erika Mann (Frankfurt a.M. 1961) 207.

⁴² Thomas Mann, Bekenntnis zum Sozialismus: Brief an Adolf Grimme, dat. München v. 12. 1. 33, in: Sämtliche Werke in 13 Bänden, Bd. 12 (Frankfurt a.M. 21974) 678–684.